

# St. Jakob an der Birs

Autor(en): **Rieter, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **24 (1944-1945)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159189>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## St. Jakob an der Birs

Von **J. Rieter**

Seit der Gründung der Eidgenossenschaft hat noch keine Fünfhundertjahrfeier eines bedeutsamen geschichtlichen Ereignisses in einer so bewegten Zeit stattgefunden, wie die bevorstehende St. Jakobsfeier.

\*

Um die Bedeutung der Schlacht in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, ist es notwendig, sich die historischen Vorgänge zu vergegenwärtigen, die in der Schlacht ihren Gipfelpunkt erreichten.

Die Eigenartigkeit des schweizerischen Bundes beruhte in der Verbindung von städtischen und ländlichen Gemeinwesen. Der enge Zusammenschluß dieser beiden Elemente bildete die Gewähr für eine gesunde Entwicklung. Die Sonderpolitik der einzelnen Orte und die Verschiedenheit ihres inneren Wesens traten aber immer wieder stark hervor. In der zweiten Hälfte des 14. und in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts äußerte sich der Gegensatz zwischen Städten und Ländern wiederholt in verhängnisvoller Weise. Einen geradezu typischen Charakter nahm die Rivalität zwischen Zürich und Schwyz an, die beide von mächtigem Ausdehnungsdrang besetzt waren. Die Beziehungen der beiden Orte zu der Herrschaft Toggenburg verschärften die Spannung, da es sich hier für Beide um ein lebenswichtiges Gebiet handelte. Dank einer geschickt geführten Politik hatten die Grafen von Toggenburg ihr Besitztum stetsfort ausgedehnt. Es erstreckte sich mit der Zeit von Churwalden und Davos über das Prättigau hinweg einerseits bis nach Feldkirch und an den Bodensee, andererseits über den Wallensee bis an den Zürichsee und die mittlere Thur. Friedrich VII., der letzte Toggenburger, verstand es vortrefflich, zwischen Osterreich und der Eidgenossenschaft und, innerhalb der Orte, zwischen Zürich und Schwyz zu lavieren. Burg- und Landrechte banden ihn eng an beide Orte. Diese suchten Anschluß an den internationalen Handelsweg über die Bündnerpässe nach der Lombardei, der für ihre Ausdehnungsbestrebungen günstiger lag als der Gotthard. Schwyz hatte sich ganz bewußt von den ennetbirgischen Eroberungszielen Uri ferngehalten, die ihm nur eine Rolle zweiten Ranges beschieden hätten. Wir wollen uns im übrigen daran erinnern, daß um jene Zeit der Verkehr über den Gotthard weit hinter demjenigen über die Bündner Pässe zurückstand.

In den kommenden Auseinandersetzungen spielten die Führer der beiden Orte, Stüßi in Zürich und Ital Reding in Schwyz, eine ausschlag-

gebende Rolle. Schwyz hatte das Glück, an der Spitze seines Staatswesens einen Mann zu haben, der Zürich's Vertreter hoch überragte. Dürer hat ihm im Basler Jahrbuch von 1912 ein bleibendes Denkmal gesetzt. Zur Würde des Landammanns emporgestiegen, verstand er es, in mehr wie 30jähriger Herrschaft, die starken Kräfte seines Landes weise zu zügeln, sein Gebiet zu mehren und ihm eine führende Stellung in der Eidgenossenschaft zu sichern. Dändliker schildert Stüssi als unternehmend, trotzig und unerschrocken, andere Historiker nennen ihn hochfahrend und eigensinnig. — Als sich mit der Zeit herausstellte, daß Friedrich VII. ohne Leibeserben sterben werde, entspann sich ein förmlicher Wettlauf in einer skrupellosen Erbschleicherei zwischen Zürich und Schwyz. Jetzt trat das größere diplomatische Geschick Redings klar zu Tage. Der Graf starb ohne genaue Verfügungen über sein Erbe zu hinterlassen. Die später aufgestellte Behauptung, er habe absichtlich unklare Verhältnisse geschaffen, um Zürich und Schwyz gegen einander zu heizen, in der Absicht, die Eidgenossenschaft zu vernichten, muß als durchaus unwahrscheinlich bezeichnet werden. Diesem Verdachte gab der Chronist Edlibach mit den drastischen Worten Ausdruck, es habe „Graf Friedrich den von Zürich und den von Schwyz die Schwenz zusammen knüpft“.

Raum hatte der letzte Toggenburger die Augen geschlossen, als ein wilder und überaus verwickelter Erbstreit zwischen Zürich, Schwyz, der Witwe und den zahlreichen Verwandten ausbrach. In den Ländern selbst machte sich eine starke demokratisch-föderative Bewegung geltend, denn sie wären alle gerne „Herren für sich selbst gewesen und keinem Herrn pflichtig und gebunden“.

Schon Ende 1436 hatten die sich immer mehr verfeindeten Orte Truppen in die von ihnen beanspruchten Gebiete gelegt, und der Bürgerkrieg drohte jeden Augenblick auszubrechen. Zu Beginn des Jahres 1437 konnte Schwyz einen völligen diplomatischen Sieg buchen, denn es saß fest in der Linthstellung und an der Churerstraße bis gen Sargans. Eine erste eidgenössische Vermittlung Anfang 1437 brachte keine Entspannung. Dank österreichischer Unterstützung war das Gebiet zwischen Zürcher- und Wallensee ganz in die Gewalt von Schwyz geraten. Zürich griff zu einer Lebensmittelsperre und lehnte einen gütlichen Spruch Berns ab. Nach Ablauf eines einjährigen Waffenstillstandes brach der Krieg aus. — Als die Urner und Unterwaldner Zürich ebenfalls den Krieg erklärten, ergriff Stüssi mit seinem am oberen Zürichsee stehenden Heer die Flucht und gab die ganze Landschaft preis. — Der Friede, in den das schwer gedemütigte Zürich einwilligen mußte, konnte aber die sich immer tiefer einfressenden Gegensätze nicht beseitigen. Von größter Tragweite war das auf Betreiben Zürichs im Juni 1442 mit dem zum Kaiser gekrönten Habsburger Friedrich III. abgeschlossene Bündnis, das nicht nur Zürich und Osterreich bedeutende territoriale Zugeständnisse brachte, sondern Zürich zum Vorort einer mit Osterreich verbündeten Eidgenossenschaft machte! Wohl hatte

Zürich, wie 400 Jahre später der Sonderbund, das formelle Recht auf seiner Seite, da es sich beim Eintritt in den Bund das Recht vorbehalten hatte, mit Herren oder Städten Bündnisse abzuschließen. Aber in seinem innersten Kern widersprach diese Abmachung dem Sinn und Geist der Eidgenossenschaft. Diese gewissenlose Verbindung Zürichs mit dem alten Erbfeind bildet einen überaus dunklen Punkt in der Geschichte der Stadt. Daß kurz zuvor die alten Bünde neu beschworen worden, war geradezu schamlos. Es ist falsch, dieses verräterische Vorgehen abschwächen zu wollen, indem versucht wird, die Hauptschuld dem aus Osterreich gebürtigen Stadtschreiber Michael Graf in die Schuhe zu schieben oder betont wird, während des Erbstreites habe ja Schwyz eine Zeitlang Osterreich gegen Zürich ausgespielt. —

Diese unselige Verbindung, die Zürich völlig unter die Vormundschaft Osterreichs brachte, mußte sich rächen und einen neuen Krieg heraufbeschwören. Die Niederlage Zürichs bei St. Jakob an der Sihl brachte aber keine Entscheidung. In dieser Schlacht sühnte Stüssi seine bedenkliche Politik durch seinen tapferen Soldatentod. — Die nach einem achtmonatlichen Waffenstillstand zu Baden geführten Friedensverhandlungen schienen eine Zeitlang zum Erfolg zu führen, hätte nicht schließlich die osterreichs-gegenseinnte Partei Zürichs einen Abbruch der Verhandlungen erzielt. Das rücksichtslose Vorgehen von Schwyz begünstigte allerdings diesen Ausgang.

Nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten erfolgte eine neue Belagerung Zürichs, das sich unter osterreichischer Leitung erfolgreich verteidigte. Wie sehr sich aber Osterreich um einen günstigen Ausgang des Krieges sorgte, geht aus seinem Hilfesuch an den König von Frankreich hervor. Es war dies ein Schritt von ungeheurer Tragweite! Sobald ein einjähriger Waffenstillstand den französisch-englischen Krieg unterbrach, griff der König freudig zu, nicht etwa nur, um seiner beschäftigungslos gewordenen, zügellosen Soldateska ein neues Betätigungsfeld zu verschaffen, sondern um bei dieser Gelegenheit seinen Herrschaftsbereich an den Rhein auszudehnen und das strategisch und wirtschaftlich bedeutungsvolle Basel in die Hand zu bekommen. Die gewaltige Heereszahl von etwa 40 000 statt der nachgesuchten 5000 spricht eine deutliche Sprache für die weitgesteckten Ziele. Die vom Dauphin befehligten Armagnaken — der Name geht auf den Grafen von Armagnac zurück — waren nicht nur ein kriegserprobtes und gutausgerüstetes Heer, sondern, wie aus der Bezeichnung Ecorcheurs oder Schinder hervorgeht, eine sehr gefürchtete Truppe. Unter den Führern finden wir Namen, die auch heute noch einen guten Klang haben: Salazar und Montgomeri. Eigentlicher Feldherr war der längst erprobte Jean de Bueil.

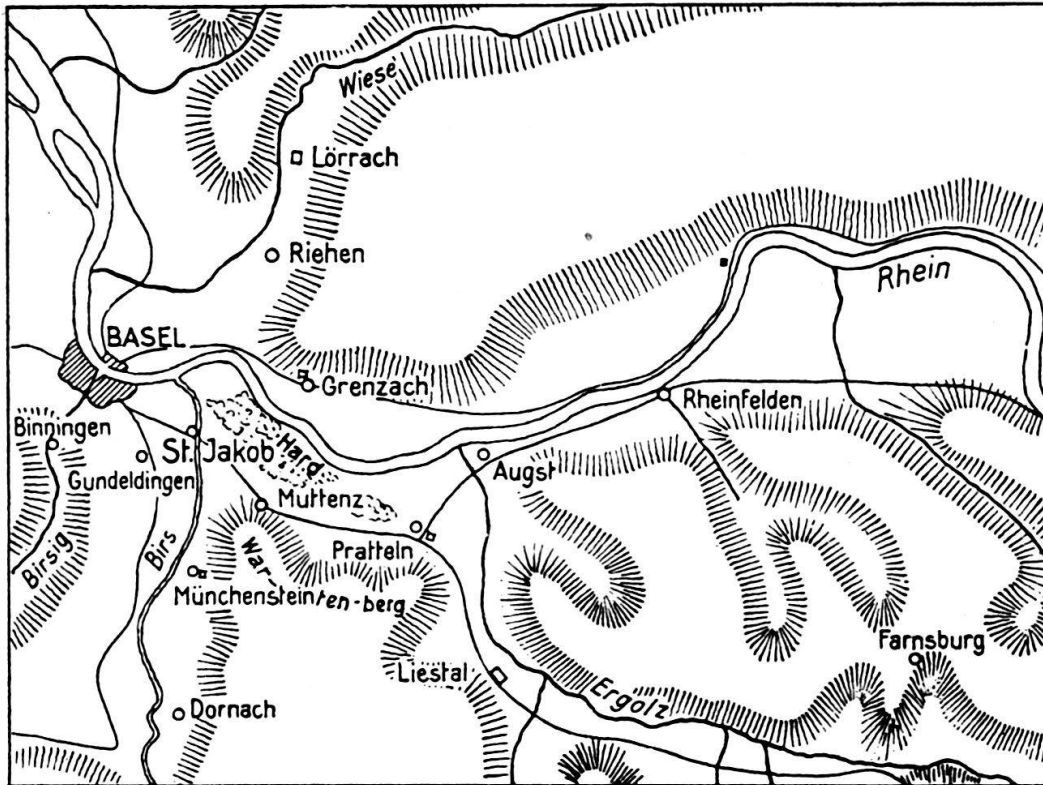
Da Osterreich glaubte, Zürich könne sich auf die Dauer nicht halten und die Eroberung der von einer starken eidgenössischen Streitmacht belagerten Farnsburg befürchtete, gelangten immer wieder Mahnrufe an den Dauphin, den Vormarsch zu beschleunigen. — Am 21. August erblickte man

von den Türmen Basels aus die ersten Reifigen, und von nun an überschwemmten Heerscharen die Gegend und lagerten südlich des Rheins in der weiteren Umgebung der Stadt. Eine Kriegserklärung an Basel war bis jetzt nicht erfolgt. Bueil hielt es offenbar für vorteilhafter, die Eidgenossen an sich herankommen zu lassen; auch war das Gelände der Farnsburg für die einen Hauptteil der Streitmacht bildenden Reiter nicht günstig. Für das Verbleiben im Raume Basel spricht auch die Absicht, die Stadt zu erobern. Auf den 28. August scheint ein Sturm auf die Stadt geplant gewesen zu sein.

Was ging inzwischen bei den Eidgenossen vor? Die Belagerer der Farnsburg hatten Zuzug aus Luzern und vom Hauptheer vor Zürich erhalten. Von Basel und Liestal kamen gleichzeitig Meldungen über das Eintreffen der zerstreut in den Dörfern, namentlich bei Pratteln und Muttenz lagernden Armagnaken, deren Überfall daher nicht allzu schwer erschien. Im Feldlager vor der Farnsburg wurde Rat gepflogen, was jetzt zu tun sei. Sollte man den Feind erwarten oder zur Deckung der in das Maretal hinüberführenden Straßen die Jurapässe besetzen? Das der Belagerung überdrüssige Heer drängte offenbar nach einem Schlag in offener Feldschlacht. „Der Schweizer lasse es nicht darauf ankommen, ob der Feind schlagen wolle . . . welche Schmach, die Schlacht vermieden zu haben“. Schließlich wurde ein Mittelweg eingeschlagen, man beschloß, mit einem Teil der Kräfte einen Streifzug zu unternehmen, den man nach Bircher, modern ausgedrückt, als gewaltsame Rekognoszierung ansprechen kann. Der etwa 1300 Mann umfassenden Schar war die zweckmäßige Weisung erteilt worden, sich beim Vorgehen an das bergige, waldreiche Gelände anzulehnen, um vor einer allfälligen Übermacht ausweichen zu können. Auch mußte sie schwören, nicht über Pratteln oder Muttenz, also nicht über die Birz vorzustößen. — In der Nacht vom 25. August marschierten die Eidgenossen ab und gelangten gegen Mitternacht nach Liestal. Die Warnungen des dort anwesenden baslerischen Hauptmanns Sevogel vor einem Angriff wurden in den Wind geschlagen und zogen ihm den Vorwurf der Zaghaftigkeit zu. Einen solchen Schimpf konnte er nicht auf sich ruhen lassen; rasch entschlossen anerbote er seine Mitwirkung, „heute Sevogel und sonst nimmermehr“, und übernahm voraussichtlich auch die Führung des durch Zuzug auf etwa 1500 Mann angestiegenen Heeres. Zwei eben vom Konzil zu Basel eingetroffene Neuenburger Chorherren erhoben ebenfalls ihre warnende Stimme. Jetzt scheint das prophetische, auf dem St. Jakobs-Denkmal verewigte Wort eines Hauptmanns gefallen zu sein: „So befehlen wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber dem Feind“. Und vorwärts ging es.

Wenn auch über die nun folgende Schlacht verhältnismäßig viele Berichte vorliegen, so sind diese doch vielfach „laienhaft und parteiisch gefärbt“. Es fehlen vor allem authentische Berichte am Kampf beteiligter Eidgenossen. Es ist daher nur möglich, die Vorgänge in großen Zügen zu

erfassen. Manche Fragen bleiben offen. Immerhin lassen sich folgende Phasen unterscheiden: ein erster Zusammenstoß der beiderseitigen Spitzen bei Pratteln, der Kampf mit der Vorhut bei Muttenz, die Schlacht bei Gundeldingen mit dem feindlichen Gros und der Endkampf bei St. Jakob.



Auf waldigem Pfad marschierten die Eidgenossen Richtung Pratteln und schickten sich an, in der ersten Morgendämmerung das Dorf zu umzingeln. Sie mußten aber zu ihrer größten Überraschung feststellen, daß der Feind sie erwartete. Der nimmermüde, von Sedingen aus die Belagerung der Farnsburg beobachtende Rechberg war durch einen vortrefflichen Späherdienst über die Vorgänge orientiert und hatte noch rechtzeitig den in Pratteln stehenden Armagnakenführer warnen können. Nach einem ersten Geplänkel mit den als Vorposten aufgestellten Reitern, die sich Richtung Muttenz zurückzogen, marschierten die Eidgenossen, am Wartenberg vorbei, gegen Muttenz vor<sup>1)</sup>. Hier öffnete sich die weite Ebene, in der sie die hell in der Morgensonne blühenden Helme und Rüstungen von etwa

<sup>1)</sup> Bruckner gibt unseres Wissens als Einziger dieser Episode einen ganz anderen Charakter. (Albert Bruckner in „Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs“, 122. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944.) Er stützt sich dabei auf einen Brief Thürings von Hallwil. Diese Quelle fließt aber etwas trübe. Verschiedene Anzeichen lassen im übrigen vermuten, daß dieses Schreiben möglicherweise gar nicht echt ist. — Vergl. hierzu Bemerkung von Dechslé im Quellenbuch zur Schweizergeschichte.

3000 Reitern erblickten. Sie ordneten sich vermutlich in drei Haufen. Diese Haufen wiesen jeweils etwa 30 Meter in der Front auf, welche mit Zwischenräumen von 30—50 Meter dem Gegner entgegengingen. Die Hauptwaffen waren Langspieße von etwa 5 Meter Länge und Halbarten, sodann Schweizerdegen und Handart für den Nahkampf. Die Eidgenossen ließen sich durch den Pfeilregen der vor der Front des feindlichen Reiterheeres aufgestellten Bogner nicht beeindrucken und bildeten den bekannten Sperriegel gegen die heranstürmenden Reiter. Nach der erfolgreichen Abwehr wiederholter Angriffe begannen die Reitercharen zu wanken und zu weichen. In der Hitze der Verfolgung lösten sich die Schlachthaufen auf, und die Spitzen der Nachstürmenden erreichten den vorderen Rand des sich gegen die Birzbrücke senkenden Plateaus. Den fliehenden Reitern hatte der Troß nicht folgen können; so wurde beträchtliche Beute gemacht, „vil quots ouch Wagen, roß und geschier“.

Um jene Zeit stürmte ein reitender Bote, von Basel kommend, auf die Eidgenossen zu, mit dem Auftrag, sie vor der erdrückenden Heeresmacht zu warnen und ihnen mitzuteilen, daß Basel keine Hilfe leisten könne. In ihrer trotzigen Stimmung stachen die Mannen den Boten nieder, möglicherweise hat sein Straßburger Dialekt dazu beigetragen, die Meldung als Lüge anzusehen.

Die gewaltsame Rekognoszierung hatte einen ungeahnten Erfolg gebracht, und es war daher gegeben, daß die eidgenössischen Hauptleute, nach erfolgter Neuordnung der Verbände, die Rückkehr antreten wollten, umsomehr, als bindende Befehle sie hiezu zwangen. Und jetzt? Die Truppe weigert sich, den Befehlen zu gehorchen und ertrotzt den weiteren Vormarsch. Es ist ein Augenblick, den man, um mit Stephan Zweig zu sprechen, als eine Sternstunde in der Geschichte der Eidgenossenschaft ansehen kann, denn das Verhalten der unbotmäßigen Krieger hat welt-historische Folgen. Wohl kennt die Kriegsgeschichte eine Reihe Beispiele, in denen Führer aller Grade, im vollen Bewußtsein der Verantwortung, auf Grund der veränderten Gefechtslage, von einem erhaltenen Befehl abwichen. Je festgefügt die Disziplin ist, umso schwerer ist die moralische Belastung bei einem solchen Entschluß. Ein bekannter General hat den Satz geprägt, es sei schwerer, im vollen Bewußtsein der Verantwortung, von einem erhaltenen Befehl abzuweichen, als eine Kompanie zum Sturm zu führen<sup>2)</sup>. Daß aber ein ganzes Heer, gegen den Befehl der Führer, den weiteren Kampf erzwingt, ist wohl einmalig. Welche geheimnisvollen Kräfte waren hier im Spiel? Wir erleben hier „jenes großartige von Hochmut und Tollkühnheit getragene Aufbäumen der dem Leben noch nicht tiefer verhafteten Jugend, die den Kampf mit dem zahlenmäßig weit überlegenen Gegner sucht, allen Vernunftgründen, aller Einsicht,

<sup>2)</sup> General Krafft von Delmenjungen 12. April 1918, anlässlich eines Gesprächs mit dem Verfasser in Douai.

Klugheit und Berechnung der militärischen Führer, aller Überlegung zum Trotz“<sup>3)</sup>).

Der Vormarsch erfolgte Richtung Gundeldingen, denn dort standen die Scharen, die die „Eidgenossen“ schon jenseits der Birs erblickt hatten. Und bald entbrannte die heiße Schlacht von neuem. Die drei Gewalthaufen der Eidgenossen wehrten Ansturm nach Ansturm ab. Die vielfache Übermacht ermöglichte es den Armagnaken, immer neue Scharen in den Kampf zu werfen und die Zurückgehenden sich neu ordnen und ausruhen zu lassen, während die Eidgenossen keine Gefechtspausen kannten. So tobte der Kampf in der heißen Augustsonne während etwa vier Stunden bis um die Mittagszeit hin und her.

Was geschah inzwischen in Basel? Am frühen Morgen waren zwei Verbindungsreiter der Eidgenossen daselbst eingetroffen, die die Kampfabsichten meldeten und Basel zur Mithilfe aufforderten. Im Rat wurde die Lage eifrig besprochen, während die bewaffnet angetretenen Bürger auf einen Aufbruch drängten und einen solchen schließlich auch erzwangen. Etwa 2000 Mann setzten sich in Bewegung, der Bürgermeister an der Spitze. Der Richtung Gundeldingen vormarschierenden Kolonne eilten Boten nach, die den Vormarsch einer neuen Streitmacht von Westen, vom Sundgau her, meldeten. Zur Rechten sodann, in der Nähe der Stadt, stand, wie die Basler selbst sehen konnten, ein im Augenblick untätiger Heerhaufe, vielleicht mit der Absicht, einen Handstreich gegen die Stadt durchzuführen. Ausschlaggebend für das weitere Verhalten war die selbstgemachte Beobachtung einer jenseits des Rheins, in der Gegend des Grenzacherhornes, Richtung Kleinbasel sich vorbewegenden Kolonne. Dies konnte kein Zufall sein, sondern mußte einem verabredeten Plan entsprechen. Jetzt sahen sich die Basler vor die Alternative gestellt, entweder die Eidgenossen oder die Stadt preiszugeben, sodaß der Bürgermeister rasch entschlossen den Befehl zum schleunigen Rückzug gab. Der Verzicht auf heroische Größe hat, wie uns der Zunftmeister Sperrer schildert, schwer auf den Gemütern gelastet, denn der Rückmarsch erfolgte „mit Jomer“. Das Verhalten der Basler wurde später von den Eidgenossen verstanden. Im Augenblick selbst erfaßte sie wohl ein bitteres Gefühl, im Stiche gelassen worden zu sein.

Vermutlich wurde jene Streitmacht, die bisher untätig auf den Auszug der Basler gelauert haben soll, nun ebenfalls in die Schlacht geworfen. Es kam der Augenblick, da die Eidgenossen erkannten, an Ort und Stelle keinen durchschlagenden Erfolg mehr erzielen zu können. In dieser Lage blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiter rückwärts ein günstigeres Gelände aufzusuchen. Dumpf brüllende Harsthörner gaben das Zeichen zum Rückmarsch. In guter Ordnung, die Verwundeten mitführend, zogen sich die Eidgenossen zurück, vielleicht wie es uns Hodler für die Marignanokämpfer in seinem machtvollen Fresko lebendig vor Augen geführt. So erreichten die Schlachthaufen die Gegend der Birs.

<sup>3)</sup> Bruckner in „Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs“, S. 51.



Die Eidgenossen, die sich noch keineswegs als geschlagen betrachteten, besetzten das Siechenhaus von St. Jakob, wohl vor allem deshalb, um eine Ruhepause einzuschalten, die Verbände neu zu ordnen und sich hier zu behaupten. Die in einzelnen Abhandlungen aufgestellte Behauptung, die Eidgenossen hätten sich über die Birs zurückziehen wollen, ist umstritten, denn, trotz zerstörter Brücke, wäre die Birs auf Furten passierbar gewesen. Einzelne Darstellungen sprechen sodann von feindlichen Abteilungen, die den Übergang über die Birs verwehrten. Selbst wenn tatsächlich ein solcher Widerstand vorgelegen, hätte die Kampfkraft der Eidgenossen wohl noch genügt, um den Übergang zu erzwingen. — Auch ein Durchbruch durch das feindliche Heer nach Basel drängte sich keineswegs auf, da man eidgenössischerseits nicht hatte hinmarschieren wollen.

Wohl bot das ummauerte Siechenhaus Schutz gegen die Reitermassen, es raubte aber den Eidgenossen die taktische Beweglichkeit. Wir müssen uns daher fragen, ob eine planmäßigere Führung nicht zu einem anderen Entschluß gekommen wäre? Die Armagnaken scheinen sehr bald zum ersten Angriff angetreten zu sein. Alle ausführlichen, chronologischen Schilderungen der jetzt entstehenden Kämpfe sind hypothetisch, da die dürftigen, schlechten und zum Teil auch unechten Quellen gerade für diese Kampfphase eine genaue Darstellung ausschließen. Wir können lediglich einzelne Momente dieser dramatischen Katastrophe blicklichtartig vor uns auftauchen sehen: Wilde, wiederholte Anstürme — ein Hagel von Pfeilen — wütende Ausfälle — die Eidgenossen reißen sich die blutigen Pfeile aus dem Leib — sie werfen sich selbst noch mit abgehauenen Händen auf den Feind — die Gebäude werden in Brand geschossen — der mit seinen Scharen herbeigeeilte Neckberg setzt seinen ganzen Einfluß ein, um den Angriffsgeist zu steigern und Larrasbüchsen, deren Munition weit hergeholt werden muß, schießen Löcher in die Mauern. Jetzt scheint der rechte Augenblick gekommen zu sein, um zur Übergabe aufzufordern. Die denkwürdige Szene ist bekannt. Der Unterhändler, Ritter Burkhard Münch, wird durch einen Steinwurf ins Gesicht schwer verletzt. Dieser Ausgang der Verhandlungen bestürzt die Armagnaken, er zeigt ihnen die grimmige Verbissenheit der Verteidiger, und sie scheinen entschlossen, die Belagerung aufzugeben. Nur dem energischen Dazwischentreten des österreichischen Adels ist es wohl zuzuschreiben, daß überhaupt ein neuer Sturm angezettelt wird, „und erstachen und erschlugen“. Jetzt fällt einer der ersten Führer, Robert von Brezé, Großmeister der französischen Johanniter. Dies darf nicht hingegenommen werden, und um diesen Mann zu rächen, entbrennt ein neues furchtbares Handgemenge, „daß den Stein erbarmt sollt haben“. — „Die Deutschen aber, die bei den Armagnaken waren, dringen in den Garten, durchbrechen die Mauer und greifen die Schweizer im Rücken an, eine Hauptursache des Untergangs. Nun wird vor und hinterwärts gekämpft; Mann ringt mit Mann; nicht mehr aus der Ferne, sondern Aug in Aug zückt man das Schwert“. „Die Schweizer, gleich Löwen, rasen mitten in

die Sieger, schlagen, schmettern alles nieder, nicht als kämpften sie um den Sieg, sondern im Bewußtsein, ihren Tod zu rächen. Zuletzt sanken die Schweizer nicht besiegt, sondern vom Siegen ermüdet, mitten unter den gewaltigen Feindeshaufen zusammen“<sup>4)</sup>).

Eine in den Kellern des Siechenhauses eingeschlossene Schar verlangt auf dem Feld gegen eine dreimal größere Abtheilung ritterlich um das Leben kämpfen zu dürfen, „daß man in Frankreich noch in sechzig Jahren davon sagen soll“, aber als Antwort sperrt ein brennender Schutthaufen den einzigen Ausgang. Ein grausamer Erstickungstod ist das Ende. — Auch eine auf einer Birzinsel umzingelte, zur Übergabe gezwungene kleinere Schar von Versprengten wird größtenteils niedergemacht. — Der Kampf nimmt erst ein Ende, als fast alle Eidgenossen tot oder verwundet auf der Walstatt liegen und die Schatten der Nacht sich auf das Schlachtfeld nieder senken.

\*

Ein Pyrrhussieg war erfochten, der ungeheure Opfer erfordert, und der Heldenmut der Eidgenossen erregte größtes Aufsehen. Nicht nur eidgenössische Chronisten waren des Lobes voll, das erwähnte Urteil Piccolominis spiegelt die allgemeine Auffassung wieder. Ein zweifellos unverfänglicher Zeuge soll noch erwähnt werden, Mathieu d'Escouchy, der um 1461 eine Geschichte der Regierung Karls VII. geschrieben. Er sagt, verschiedene Edelleute, die bei St. Jakob an der Birz gekämpft und welche einst in den französischen Kriegen in Schlachten und Treffen gegen Engländer und andere gefochten, hätten sich geäußert, „daß sie zu ihren Zeiten Leute von solcher Kraft in der Verteidigung, von so beleidigendem Troß und kühner Todesverachtung weder gesehen noch gefunden hätten“.

\*

Welches waren die unmittelbaren Folgen der Schlacht, die zunächst doch eine Niederlage bedeutete? Die Belagerung der Farnsburg und Zürichs werden abgebrochen, und die Eidgenossenschaft erwartet einen Einbruch der Franzosen. Aber der Dauphin rückt nicht weiter gegen die Eidgenossen vor, von denen er gesagt haben soll, daß er „herter Volk nie gesehen hett und wolt niemermer wyder si stritten“. Als die Nachricht des Abbruchs der eben erwähnten Belagerungen ihn erreichte, betrachtete er voraussichtlich auch seine Verpflichtungen gegenüber Osterreich als erfüllt. Nach vergeblichen Versuchen, Basel auf dem Verhandlungswege für sich zu gewinnen und nach Plünderungen seiner Truppen längs des rechten Rheinuferes und im Elsaß, schloß er bereits gegen Ende Oktober zu Ensisheim mit Basel und der Eidgenossenschaft einen dauernden Frieden. Der Kampf bei St. Jakob hatte somit schlußendlich die Bedeutung eines großen Erfolges. — Mit Osterreich dauerte aber der Krieg in Form eines Kleinkrieges

<sup>4)</sup> Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., in einem im Jahre 1444 geschriebenen Brief an den Pronotarius des Königs.

noch jahrelang weiter, einzig unterbrochen durch den bemerkenswerten eidgenössischen Sieg bei Ragaz im Jahre 1446, bis schließlich im Jahre 1450 nach langen Verhandlungen auch ein Friede zwischen den Eidgenossen, Zürich und Österreich zustande kam. Die brennende Frage der Auflösung des Bundes zwischen Zürich und Österreich war in letzter Instanz durch einen Schiedsspruch von Heinrich von Bubenberg zu Gunsten der Eidgenossen entschieden worden, und die im Krieg gemachten Eroberungen wurden mit Ausnahme der „Höfe“ am oberen Zürichsee an Zürich zurückgegeben.

Die weiteren Folgen dieses Kampfes bei St. Jakob an der Birs sind aber für die Eidgenossenschaft von größter Bedeutung, ja sie nehmen in mancher Beziehung geradezu europäisches Format an.

Diese schwerste Krise in der ganzen über 650jährigen Geschichte unseres Landes zeigte mit erschütternder Deutlichkeit, wie sehr die einzelnen Glieder der Eidgenossenschaft auf einander angewiesen sind. Es hatte, wie Gagliardi sagt, bisher die schwere Erfahrung der gegenseitigen Unentbehrlichkeit gefehlt. Wir können infolgedessen die überaus interessante Feststellung machen, daß der Bund innerlich gekräftigt aus diesem schweren Kampf hervorging, ganz ähnlich wie nach dem Sonderbundskrieg und im Gegensatz zu den Kappeler- und Willmergerkriegen. Ja, die nächsten Jahre bringen einen erstaunlichen Aufschwung und eine machtvolle Ausdehnung des Herrschaftsbereiches der Eidgenossenschaft. — Eine weitere Folge war die zunehmende Entfremdung gegenüber dem Reich. Die Eidgenossen waren bisher noch durchaus reichstreu gewesen. Weil aber der Habsburger, gegen den sie antreten mußten, zugleich Reichsoberhaupt war, übertrug sich die bisherige Spannung mit Österreich nun auch auf das Reich; keine 50 Jahre später erfolgte schon der endgültige Bruch.

Der große Eindruck, den die militärische Tüchtigkeit der Eidgenossen auf den Dauphin machte, bildet zweifellos ein wesentliches Motiv zu den späteren Bündnissen Frankreichs mit der Eidgenossenschaft. Schon beim ersten Vertrag des Jahres 1452 faßte der König den Entschluß, sich für seine Kriege der schweizerischen Wehrkraft zu bedienen — ein Vorhaben, das ja dann in der späteren französischen Geschichte nur allzu sehr in Erfüllung gehen sollte. — Die bei St. Jakob an der Birs erwiesene militärische Tüchtigkeit, die 30 Jahre später im Krieg gegen Burgund eine glänzende Bewährung erlebte, bildete aber auch einen Anstoß zur vorübergehenden Großmachtpolitik der Eidgenossenschaft.

\*

Wenn am 26. August überall im Lande der große Gedenktag gefeiert wird, müssen wir uns auch darüber Rechenschaft geben, welche Bedeutung dieser 26. August des Jahres 1444 für uns hat und welches der tiefere Zweck der Feier sein soll. Dieser Tag soll nicht nur gefeiert werden, weil er einen denkwürdigen Markstein in unserer vaterländischen Geschichte bildet.

Die Kraft der militärischen Leistung und der Todesverachtung bildet, wie Bagliardi sagt, vielleicht den Höhepunkt schweizerischer Kriegsgeschichte. Es ist daher gegeben, in unserer Nationalhymne gerade St. Jakob in Erinnerung zu rufen. Die damalige Hingabe und Aufopferung bis zum letzten rufen auch Vergleichen mit dem Heldenkampf der Nidwaldner im Jahre 1798, die, trotz des aussichtslosen Kampfes und der Niederlage, einen Sieg davontrugen. Denn nur ihnen ist es zu danken, daß der von ihnen verfochtene Grundsatz der Selbständigkeit als richtig erkannt und wenig später von Napoleon, wenigstens in einem gewissen Umfang in die Tat umgesetzt wurde.

Sonnen wir uns gelegentlich nicht allzu sehr im Glanz der Heldenkämpfe der Vorfahren in sehr weit zurückliegenden Schlachten? Bei allem berechtigten Stolz auf solche Taten muß der Gedenktag des 26. August in erster Linie ein Tag der Besinnung sein. Wir müssen uns der gewaltigen Verpflichtung bewußt werden, welche dieser Tag uns auferlegt. Werden wir die gleiche Kraft zum Kampf bis zum letzten aufbringen, wenn das Schicksal dies fordert? Würde unser Volk stark genug sein, eine so schwere Krise, wie sie damals in unserem Lande herrschte, erfolgreich zu überwinden? Ist es nicht bedrückend, daß sich, trotz der dämonischen Erschütterungen der ganzen Welt, soviel kleinlicher Egoismus, soviel Krämergeist bei uns breit macht?

Möge der Gedenktag nicht in lauten Festfreuden verklingen und ein stilles „patria peccavi“ ersticken. Und wenn am Abend des 26. August das Glöcklein von St. Jakob den Abend einläutet, mögen im ganzen Land stille Gebete zum Himmel steigen, unser Land stark, gesund und frei zu erhalten.

## Zur Sanierung der Schweizerischen Bundesbahnen

Von R. Cottier

In den „Schweizer Monatsheften“, Juli 1944, hat Herr Nationalrat Eder in einem beachtenswerten Aufsatz Stellung genommen zur Frage der Reorganisation der schweizerischen Bundesbahnen, mit der Schlußfolgerung, daß das kürzlich von den eidgenössischen Räten mit allen gegen je zwei Stimmen in den beiden Räten beschlossene Bundesgesetz abgelehnt werden müsse. Eine nähere Prüfung der vom Verfasser vorgebrachten Ablehnungsgründe ergibt jedoch, daß sein Urteil auf unzutreffenden Annahmen und Voraussetzungen beruht.

1. Es wird als Mangel empfunden, daß im neuen Gesetz den Bundesbahnen die Rechtspersönlichkeit nicht erteilt wird. Dazu ist zu bemerken, daß der Bundesrat sowohl im Jahre 1936 wie im Jahre 1943